

---

Hans Goebel

Feldforschung, Minderheiten und Wissenschaftsethik.  
Eine persönliche Notiz

Vorbemerkung(en)

Der Schreiber dieser Zeilen ist romanischer Linguist und gehört damit der Spezies der Geistes- und/oder Kulturwissenschaftler an. Unter diesen ist die Zahl jener, die nicht um die Prekarität der immer wieder neu zu vollziehenden Kalibrierung des eigenen Forschungsstandpunktes wissen, zwischenzeitlich (Gott sei Dank) recht klein geworden. Man kann heutzutage also auch unter Geisteswissenschaftlern die Existenz einer recht differenzierten und auch informierten Diskussionskultur zum Fragenkomplex „Forschungsethik“ voraussetzen. Wenigstens scheint mir dies der Fall zu sein. Oder ist doch nur mein Wunsch der Vater des Gedankens?

Wie auch immer: forschungsethische Fairneß gebietet es, an den Anfang einer einschlägigen Abhandlung wenn schon nicht eine komplette Definition, so doch eine summarische Beschreibung des eigenen (Forschungs-) Standpunktes zu setzen. Die Leser mögen – ja sollen – sich anhand dieser Informationen ein ungefähres Bild jener Koordinaten machen können, von denen aus das wissenschaftliche Beobachten, Apperzipieren, Schreiben und Handeln des Berichtstatters erfolgen.

In meinem eigenen Fall ist die prägende Kraft meiner Geburts- und Heimatstadt Wien unübersehbar. Damit verbunden sind zahlreiche – und zwar bereits sehr früh – persönliche Eindrücke und Kontakte mit Menschen, Diskursen und Fakten aus allen Bereichen des Alpen- und Donauraumes, die zu einer sich kontinuierlich verdichtenden (und allmählich in „wissenschaftliches“ Schauen und Handeln überfließenden) Sensibilisierung für die spannungsreiche Komplexität und „durée ultra-longue“ dieses oft als „Mitteleuropa“ bezeichneten Raumes geführt haben. Daß jemandes Identität darin bestehen kann, Bürger des Staates x, Angehöriger der ethnischen Gruppe y und Mitglied der Religionsgemeinschaft z (etc.) zu sein, war für mich sehr früh genauso selbstverständlich wie auch die Tatsache, daß daraus fallweise

– d.h. meist unter politischem Druck – tiefgreifende persönliche und kollektive Konflikte erwachsen können. Dagegen hatte ich als junger Romanist sehr lange Zeit die allergrößten Schwierigkeiten, die inneren Antriebe des Denkens eines abbé Grégoire, und zwar jenseits der objektiven Kenntnisaufnahme der positiven Fakten seines Lebens, seiner Taten und seiner Schriften, zu begreifen. Daß – wie anderswo auch – dabei das Gewicht der sich allmählich addierenden Lebensjahre sehr nützlich geworden ist, sei hier nur am Rande angemerkt.

Ich habe also in Wien Romanistik studiert und vermeinte dabei, in der von meinen Lehrern sehr anschaulich vermittelten Vielfalt der Romania ein faszinierendes Pendant jener Komplexität zu sehen, die mir von zu Hause her schon vertraut war. Da war sicher viel Romantisches und wenig Rationales oder gar Aufklärerisches im Spiel, wenigstens anfangs. Nach diversen Felderfahrungen, die im naiven Nachvollzug dessen abließen, was bei Meistern wie Gerhard Rohlfs, Jakob Jud oder Karl Jaberg kursorisch und vage nachzulesen war, konzentrierte sich mein Interesse auf das Rätoromanische im allgemeinen und dessen zentralen Teil mit dem Alttiroler Ladinischen im besonderen. Nur davon soll im folgenden die Rede sein.

Mein diesbezüglicher Erfahrungshorizont umfaßt derzeit drei Jahrzehnte und betrifft sowohl den direkten Umgang mit den Sprechern verschiedener rätoromanischer Varietäten vor Ort (also dort, wo sie wohnen), als auch mit Forschern (und damit Kollegen), die wie ich *in raetoromanicis* arbeiten. Freilich sind dies zwei deutlich voneinander getrennt zu haltende Welten. Hier soll zunächst nur von der Problematik meines Umgangs mit der Sprach- und Sprecherwelt der Rätoromanen die Rede sein, wiewohl – wie am Ende dieser kurzen Skizze aufgezeigt werden soll – eine analoge Behandlung der an vergleichbaren Fragen nicht armen Welt der Rätoromanisten auch durchaus reizvoll und ertragreich wäre.

### 1. Investigation und Interaktion

Ich habe also vor rund drei Jahrzehnten begonnen, in Romanischbünden, Ladinien und Friaul – und auch dazwischen – „umzugehen“. Mein Ziel war von Anfang an doppelt: 1. im vollen Bewußtsein meiner ursprünglichen Unbedarftheit Land und Leute kennenzulernen und mich dabei gründlich auf diese einzustellen; 2. mir dabei das für die Durchführung geo- und soziolinguistischer Untersuchungen nötige Wissen zu verschaffen, um damit bestimmte, in der Rätoromanistik präetablierte Quaestiones zu überprüfen und zu durchleuchten. So weit, so gut (geplant): ein Ziel stand wenigstens fest.

Wer da allerdings mit Fragebuch, Tonbandgerät und einem anfangs noch recht „studiert“ wirkenden Gehabe in die sich mit gastfreundlicher Unschuld öffnenden Häuser der Ladinier (etc.) einbrach, war anfangs in der Tat nichts anderes als ein *intrus*. Intrusion steht in der Tat am Beginn jeder Investigation. Irgendwie müssen damit alle Beteiligten zurechtkommen. In meinem

(ladinischen) Fall wurde aber zu meiner Erleichterung sehr rasch folgendes deutlich: starke Sympathiefaktoren für die Herkunft des Explorators (hier: weniger aus Wien als aus Österreich, damals – mehr noch als heute – für viele Ladinier noch das „alte Vaterland“), merkbare Dankbarkeit für die Neugier und das Interesse des Fremden gegenüber der eigenen Sprache, deren Vergangenheit und aktueller Lage; fallweise Irritationen (neben viel Geduld) über die nach Minimalpaaren, komplexen Syntagmen oder verborgenen Nebenbedeutungen suchende Insistenz des Fragestellers.

Ladinien ist nicht der Süden Spaniens oder Italiens. Der Herkommens-, Gewohnheits- und Kulturabstand des Wiener (bzw. donauländischen) Explorators zu seinen ladinischen (bzw. alpenländischen) Sujets scheint – gemessen daran, was in späteren Gesprächen mit in der Südromania tätigen Kollegen zu erfahren war – vergleichsweise gering ausgeprägt zu sein. Gesprächsspezifische Rollen(Spiele) in der Folge des Auftretens eines Explorators, um deren große pragmalinguistische Relevanz man inzwischen gut Bescheid weiß, denaturieren – sit venia verbo – die diskursive Alltagsroutine der Befragten nicht allzu sehr. Ladinien (und mit ihm der ganze Alpenraum) ist zudem reich an autochthonen Heimatforschern. Wer in den Bergen umgeht und nach seltenen Steinen, Moosen oder Wörtern sucht, spielt eine alt-etablierte Rolle und fällt im Prinzip nicht auf. Solche Typen gab es und gibt es dort immer. Ad maiorem regionis gloriam. Die Pflege der *Memoria* als Teil der eigenen Identität hat hier eine besondere Tradition. Und damit stehen wir vor einem entscheidenden Punkt: der Identität der befragten, be- und erforschten Ladinier steht unabweis- und unübersehbar die Alterität des fremden Forschers gegenüber: ALII ET EGO. Es ist das ein Dilemma, das die Linguistik mit Anthropologie, Ethnologie und affinen Beobachtungs- und Interaktionswissenschaften teilt.

In den zirbelholzgetäfelten Stuben der Ladinier ist mir beim Anhören zahlloser Lebensberichte und beim Anschauen vieler persönlicher Erinnerungsstücke und Zimelien in dieser im Grunde voyeuristischen Situation eines sehr deutlich geworden: das imperative Gebot zur Wahrung des Respekts vor der Würde all dieser ALII. Einen Teil dieses Respektes habe ich durch vermittelnde Darlegungen zum „eigentlichen“ (d. h. wissenschaftlichen) Zweck meiner Feldforschungen abgearbeitet, die – was immer wieder sehr erstaunlich war – auf großes Verständnis stießen und zum Ausgangspunkt sehr interessanter und engagierter „metalinguistischer“ Gespräche wurden. Sehr rasch wurde da die Sprachvariation von Dorf zu Dorf, von Alt zu Jung und auch jene thematisiert, die durch die generelle Kopräsenz der Administrations-, Kirchen- und Schulsprachen Italienisch und/oder Deutsch entsteht. Dabei kann aber auch der fremde Explorator, der sich ganz offensichtlich als mit Land und Leuten nicht unvertraut erweist, spontan um Rat gefragt und – mehr noch – zur Abgabe apodiktischer Schiedssprüche aufgefordert werden, die sich auf FALSCH/RICHTIG-Probleme des Schriftladi-

nischen oder sprachpolitische Fragen der allerneuesten Schulgesetzgebung beziehen können. In solchen Situationen freilich steht der Explorator vor der Übernahme (oder gar der Bewältigung) einer völlig neuen Rolle, die über sein bisheriges Selbstverständnis als teilnehmender Beobachter weit hinausweist.

## 2. Investigation und Retroaktion

In Mitteleuropa – und der aufmerksame Leser weiß bereits, wo ich meine, daß dieses liegt – gibt es zahlreiche Fälle von glücklich und/oder unglücklich verlaufenen Beeinflussungen größerer und kleinerer Kulturen von außen. Unter den Einflußnehmern gab es neben Politikern und Potentaten aller Art auch zahlreiche Wissenschaftler – also Kollegen, mes semblables – die, gebeten oder nicht, interaktiv und retroaktiv tätig wurden. Nur in den allerwenigsten Fällen verliefen diese Retroaktionen so wie das Tätigwerden des Zürcher Romanisten Heinrich Schmid, den die bündnerromanische Kulturorganisation *Lia rumantscha* in Kenntnis seiner großen fachlichen Kompetenz und seiner besonderen Verbundenheit mit den Bündnerromanen im Jahr 1982 vertrauensvoll gebeten hat, zur Überwindung eines jahrhundertealten Orthographiestreits die Leitlinien für eine neue inter-romanische Deckmantel-Graphie namens *Rumantsch grischun* zu entwerfen. Die Folgen sind bekannt. Der Deutschschweizer Romanist Schmid hat die Grundprinzipien dieser neuen Schreib- und Lese-Graphie in camera caritatis – aber mit feinem Gespür für das den Bündnerromanen hic et nunc Offerierbare – entworfen und darnach in unzähligen Wirtshausgesprächen den potentiellen Anwendern des *Rumantsch grischun* dessen Vor- und Nachteile eingängig und geduldig erläutert. Was wohl der vorhin zitierte abbé Grégoire dazu gesagt hätte? Ganze Äonen und Welten trennen das auf die individuelle und kollektive Einsprachigkeit ausgerichtete Programm des revolutionären Gewaltmissionars (und zugleich Anthropophilen!) Grégoire von jenem der *Lia rumantscha*, die unter feinst austarierter Bedachtnahme auf die diffizilen Attitüden, Spracheinstellungen und -gewohnheiten der Bündnerromanen ein für genau umrissene Kommunikationszwecke maßgeschneidertes Angebot vorlegte und dabei unter Rekurs auf die multiple Sprachkompetenz der Bündnerromanen betonte, daß das neue Schreib-und-Lese-Idiom neben und nicht anstatt der altetablierten Talschaftsidiome verwendet werden könne bzw. möge.

Der Fall *Rumantsch grischun* scheint sich in Romanischbünden zu einem Erfolg zu mausern. Ob das auch für den Parallelkasus *Ladin dolomitan* zutreffen wird, bleibt vorerst abzuwarten. Seit 1988 wurden zwar – erneut durch die Bemühungen von Heinrich Schmid – einige Erfolge erzielt, die aber noch auszubauen wären. In Romanischbünden, dessen kulturelle Eliten immerhin seit der Reformation an ein romanisches Schreiben und Lesen gewohnt sind, sind die Sprachattitüden besonders durch den alten sozialen

und kulturellen Gegensatz zwischen Katholisch und Reformiert belastet. In Ladinien tritt an die Stelle des Gegensatzes der Konfessionen jener der sprachlich-kulturellen Überdachung (hier Deutsch [Gröden, Abtei]; dort Italienisch [Fassa, Buchenstein, Colle S. Lucia, Cortina d'Ampezzo]), der ebenso weit in die Geschichte zurückweist.

Nun übertrifft die Komplexität von Spracheinstellungen (und deren Erforschung) bei weitem jene von Phonetik, Morphologie oder Syntax, unter anderem auch dadurch, daß die Spracheinstellungen bekanntermaßen der direkten Beobachtung entzogen sind. Nun gibt es in Sprachplanungsphasen wie den hier beschriebenen immer wieder Appelle an den außenstehenden (und damit vermeintlich unparteiischen) „Experten“, dann regulativ oder vermittelnd einzugreifen, wenn eine inner-minoritäre Einigung unmöglich ist. Abgesehen von den genuin ethischen Problemen, die das für den außenstehenden Experten aufwirft, verbleibt die Frage des gerade in diesem Fall viel zu geringen Expertenwissens, da die Dimension der Sprachattitüden, über die ja das Sprachverhalten der Ladiner gesteuert wird, für die Abgabe einer wissenschaftlich „korrekten“ Expertise einfach zu wenig erforscht ist.

Mir fällt in diesem Zusammenhang das Schlagwort des „ehrlichen Maklers“ ein. Ein Makler ist einer, der – durchaus zum eigenen Nutzen (der hier [nur!] in der wissenschaftlichen Herausforderung bestünde) – zwischen zwei Kontrahenten oder Partnern vermittelt. Es würde seiner Funktion und ihm selber schaden, wenn er sich durch sein Agieren in den Augen seiner Auftraggeber diskreditieren würde. In minoritären Situationen kann das Streben nach der Beibehaltung des Status eines „ehrlichen Maklers“ bisweilen sehr delikats und schwierig sein.

Es gibt um und in Ladinien allerdings auch Fälle, in denen aus meiner Sicht der Dinge die Problematik (und damit die leichte Verletzbarkeit) von wissenschaftlicher Ethik und Verantwortung in holzschnittartiger Klarheit zutage tritt. Dabei sind allerdings nicht irgendwelche Ladiner, sondern außenstehende Wissenschaftler wie ich die Protagonisten. Im konkreten Fall handelt es sich um einen Romanisten deutscher und einen solchen italienischer Muttersprache, die – im Fahrwasser älterer italo-nationaler Sehweisen und Wissenstraditionen segelnd – die Eigensprachlichkeit des Ladinischen seit langer Zeit leugnen und den Ladiner allgemein- oder sprachpolitisches Fehlverhalten vorwerfen.

Wissenschaftler als Kritiker und damit in der Rolle von Moralisten? An sich eine im Prinzip rechtfertigbare und sogar fallweise wünschenswerte Sache. Doch kommt es dabei auf die applizierten Maßstäbe und Kriterien und die diesen zugrundeliegenden Prinzipien an. Und genau diese halte ich in den beiden Fällen für sehr fragwürdig.

Der deutschsprachige Romanist – geben wir ihm hier den „nom de guerre“ Jan – ist weit nördlich von Mitteleuropa zu Hause und hat – wiewohl ansonsten über die sprachliche Komplexität Europas bestens informiert –

recht wenig Verständnis für die vielschichtige Situation Ladinien. Dies trotz ausgezeichneter philologisch-linguistischer Kenntnisse zum Ladinischen und angrenzender Idiome. Er steht – wie das in vielen Wissenschaften üblich ist – zum Romanisten italienischer Muttersprache – nennen wir diesen Prof. Tita – in einer Art geistigen Sohn-Vater-Verhältnisses. Auch Prof. Tita verfügt über eine über jeden Zweifel erhabene Gelehrsamkeit. Er vertritt die alte italo-patriotische Auffassung, daß das Ladinische keine „eigene Sprache“, sondern ein (sehr archaisches) Anhängsel der Dialekte Venetiens sei, und pflegt – wie man in vielen seiner zahllosen Schriften nachlesen kann – eine sehr selektive Vision von Geschichte und Kultur Ladinien und der Ladiner. „Ils nous ont volé l'histoire“, sagt man in Okzitänien. Auch hier wäre dieser Slogan vollauf angebracht. Prof. Tita ist aber nicht der einfache Fall des national-patriotischen Philologen, wie er in allen Ländern Europas zahlreich zu finden ist oder war, sondern jemand, der sich unter Hinweis auf seine persönliche Herkunft für einen „Ladiner“ hält und damit doppelt legitimiert fühlt, in der anstehenden Causa sowohl als Wissenschaftler als auch als Ladiner aufzutreten. Für mich ist die Frage der arrogierten Ladinität von Tita das eigentliche Ethik-Problem. Bei näherem Zusehen erweist sich der Sachverhalt in der Tat als sehr komplex, u.a. auch dadurch, daß sich eine gewisse Identitätskrise bei Tita vermuten läßt.

Wer ein *Ladiner* ist und wo *Ladinien* liegt, war bis vor kurzem – alter Tradition zufolge – relativ klar. Nach dem Ausweis von Geschichte und Sozialpsychologie halten sich die Einheimischen der Alt- bzw. Südtiroler Täler Gröden, Abtei, Fassa (heute: Trentino), Buchenstein mit Colle S. Lucia (heute: Veneto) und Cortina d'Ampezzo (heute: Veneto) für *Ladiner* und ihre Sprache für *Ladinisch*. Zur historischen Legitimierung dieser Aussage verweisen die Betroffenen oft und gerne auf ihre alte Zugehörigkeit zur Diözese Brixen und zur Grafschaft Tirol, deren (1918 politisch weitgehend außer Kraft gesetzte) Südgrenze verlaufsmäßig noch gut in der örtlichen „mémoire collective“ verankert ist. Beiderseits dieser „frontière invisible“ gab und gibt es changierende Potentiale an Stereotypen und Images, die wiederum stark von der Geschichte geprägt sind. So fühlten sich die alttirolerisch-brixnerischen Ladiner ihren südlichen Nachbarn (die lange Jahrhunderte Untertanen der Republik Venedig waren) „irgendwie“ überlegen und wurden von diesen auch „so“ perzipiert. Nach 1918, das heißt nach dem politischen Fall dieser Grenze, schien sich die Chance aufzutun, den Spieß umzudrehen, und zwar dergestalt, daß die ehemals als „inferior“ (hetero- und auto-) perzipierten Nordvenetianer nunmehr ihrerseits auf die (politisch als Verlierer dastehenden) Ladiner herabblicken könnten. Allerdings kam es de facto zu nicht mehr als politisch motivierten Ausgrenzungen und Denigrierungen der (Alt-)Ladiner, wodurch die alte Frontstellung nur bestätigt wurde. Das Glotto- und Ethnonym *ladin(o)* war demnach südlich der alten

Grenze politisch verdächtig und hatte keinen guten Klang. Dies galt von 1918 bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts.

Und dann geschah das „Wunder“, das „renversement des alliances“, bei dem Prof. Tita Pate stand. Er mutierte nämlich vom Ladinier-Gegner zum Selbst-Ladinier, und zwar dadurch, daß er die Dialekte knapp südlich der Alttiroler Grenze – also jener Gegend, in der er selber geboren wurde – durch allerlei höchst fragwürdige wissenschaftliche Tricks mit dem Prädikat „ladinisch“ versah und sich für diesen Vorgang bei den Gebildeten der fraglichen Gegend intensiv um Gehör und Gefolgschaft bemühte.

Und siehe da: beides stellte sich nach zwei Jahrzehnten zäher Werbung durch Prof. Tita ein. Sehr zum Mißfallen der Altladiner, die ihr Exklusiv-Label verletzt sahen und auch durch frühere, von den Professoren Tita und Jan oft gemeinsam gegen sie vorgebrachte Attacken verstimmt waren. Offenbar konnte Prof. Tita gewisse, südlich jener alten Grenze lange Zeit label-los verbliebene Identitätspotentiale einerseits mobilisieren und andererseits – freilich um den Preis einer erstaunlichen Bisemie (*ladin(o)*: 1. Altladiner, 2. Neuladiner) – dem früher aus staatsoffizieller Sicht negativ besetzten Label *ladin(o)* zuführen. Ein erstaunlich subtiler Fall von *invention of tradition*, wofür es in Eric Hobsbawms einschlägigen Schriften allerdings keinerlei Entsprechung gibt! Dort ist alles um vieles gröber gestrickt.

Der ganze Vorgang hat mich in zweierlei Hinsicht fasziniert: 1. als empirisch beobachtbares Faktum, 2. als wissenschaftsethische Herausforderung. So habe ich – dem ersten Fascinosum nachgehend – durch Textanalyse und Feldbefragungen südlich der fraglichen (und neuerdings irgendwie in Frage gestellten) Grenze den Stand der neoladinischen Diskurse erhoben, was freilich wissenschaftsethisch wenig bedenklich und in Anbetracht unserer früheren intensiven Feldforschungen in der ganzen Zone für den ladinischen Sprachatlas ALD-I (erschienen 1998, 7 Bände, Wiesbaden) reine Routine war. Was aber das zweite Fascinosum, also die Aktivitäten von Prof. Tita (unter ferner Assistenz von Prof. Jan) und deren Impakt auf die lokale Bevölkerung betrifft, so war deren wissenschaftsethische Problematik um vieles komplexer. Zum einen waren da akademische – also „kollegiale“ – Diskurse, deren methodische Standards und inhaltliche Resultate mir vom fachwissenschaftlichen Standpunkt als völlig unververtretbar erschienen. Diese meine Einschätzung habe ich denn auch wiederholt und deutlich vor der Fachwelt zum Ausdruck gebracht. Anders verhält sich die Sache aber mit den Neoladiner selbst, also jenen Nord-Venetianern, die sich unter Berufung auf die nachgewiesenermaßen falschen Fachargumente von Prof. Tita neuerdings als „Ladiner“ zu fühlen beginnen. Kann ihr sich in der sozialen Wirklichkeit von Nord-Venetien (Cadore, Agordino) allmählich einnistendes Ladinisch-Fühlen zum Gegenstand wissenschaftlicher Kritik in jenem Umfang werden, wie dies berechtigterweise für die in wissenschaftlichem Gewand vorgebrachte Argumentationskette von Prof. Tita der Fall ist?

Mag sein, daß zwischen Prof. Tita und mir auch jenseits des fachlichen Dissenses wenig Anlaß zu persönlicher Harmonie besteht. Muß das aber auch für die Beziehung zwischen den Neoladinerern (oder deren Vertretern) und mir gelten? Einige von ihnen haben unseren neuen Ladinienatlas ALD-I als willkommene Chance begrüßt, mit Hilfe seiner Daten ihre neue Identität zu stützen. Doch beruhen kollektive Identitäten nicht doch eher akzidentiell auf bestimmten Phonemen, Morphemen und Lexemen und damit auf einem Sprachatlas? Liegt denn nicht die Essenz kollektiver Identitäten vielmehr in einer speziellen Kombination kultureller, historischer, sozialpsychologischer etc. Fakten, worunter sich auch – aber nicht ausschließlich – die Sprache befinden kann?

### 3. Reflexion und Schlußbemerkung

Viele Angehörige meiner Generation wollen es anders – sprich: besser – machen als ihre Eltern. Und zur Zeit unserer Eltern (und Großeltern) herrschte – die Filiationen zum abbé Grégoire sind unübersehbar – ein platter Geo-Determinismus, der einem Gebiet mit dem Label x in völliger Deckungsgleichheit eine Sprache mit demselben Label zuschrieb. Wenn nun das Label beim Gebiet oder bei der Sprache aus Gründen der historischen Zufälligkeit nicht paßte, so wurde korrigiert und manipuliert. Für Manipulationen und Korrekturen am Gebiet waren Politiker, Militärs und Geographen zuständig, für jene an der Sprache die Philologen – eben unsere „Eltern“. Paßte also die Grenze oder das Gebiet einer Sprache nicht in das jeweilige Konzept, so wurde sie national-patriotisch zurechtargumentiert und -interpretiert. Ohne irgendeine Rücksicht auf jene, die mit dieser Sprache alltäglich umgehen und leben wollten bzw. diese aufgrund jahrhundertelanger Übung simpel und einfach sprachen. Freilich wissen wir, daß im Sozialen alles „gemacht“ (i. e. *théseï*) und nicht „einfach so“ (i. e. *phýsei*) ist. Die Frage scheint sich also um das WIE (und die damit verbundenen vielen anderen W-) dieser „Machung“ zu drehen. Und dafür gibt es viele Möglichkeiten und Nuancen. Die von früher, die von heute, und die von morgen. Wie diese nur sein werden?